Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 6 (1926-1927)

Heft: 5-6

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zukunft in der Gestaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ein gewichtiges Wort mitreden. Ein ausgesprochener Vertreter ihrer Ideen sitzt heute auch wieder im Ministerium, der andere Hilfsarbeiter Clémenceau's, André Tardieu. Und die Vertreter dieser Gedankenwelt sitzen auch sonst in sehr vielen einflußreichen Stellen Frankreichs. Das gibt dem Buche Mordacqs seine Bedeutung.

Aarau, den 20. August 1926.

Hektor Ammann.

Kultur- und Zeitfragen

Bayreuth 1876—1926.

„Bayreuth — Morgenweihe am Tage des Kampfes!"
(Nietzsche.)

Am 13. August 1876 begann nach Überwindung ungeheurer Hindernisse die Eröffnung des Bayreuther Festspielhauses mit der ersten Gesamtaufführung des „Rings". „So haben Sie es doch erreicht," sagte Wilhelm I. zu Wagner. Es ist nicht bekannt, daß jener Kaiser viel für Kunst übrig hatte; wenn er trotzdem mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, die ersten Festspiele besuchte, geschah es, weil die größere Hälfte des neuen Deutschen Reiches und die halbe Welt im Erfolg Wagners eine Art Wiederholung des Sieges von 1871 und die Gewinnung deutschen Landes auf geistigem Gebiete erblickten. Vielleicht wollte der Hohenzoller auch nicht vor Napoleon III. zurückstehen, der 15 Jahre vorher Wagner-Aufführungen in Paris befohlen hatte. Es wurde üblich, das Werk Wagners mit jenem Bismarcks zu vergleichen. Als dann 1918 das deutsche Heer im Westen hart bedrängt wurde, besann sich ein Teil des deutschen Volkes wieder auf die Quellen seiner Kräfte: einen Nachklang jener Begeisterung in Bayreuth hören wir, wenn es seine letzten Abwehrstellungen nach Siegfried, Hunding, Brünnhilde und Gudrun hieß, Namen, die ohne Wagner verschollen wären.

Ein halbes Jahrhundert! Was für Jahrzehnte! Es sei einem Deutschen überlassen, in der Welttragödie des „Rings" auch ein Abbild seiner Nation von der Schwertschweißung bis zum „Dolchstoß" zu suchen. Die Tetralogie ist vieldeutig, ihr Inhalt unerschöpflich. So deutete beispielsweise Shaw den tragischen Gegensatz von Liebe und Macht (Woglinde: „Nur wer der Minne Macht versagt, nur wer der Liebe Lust verjagt, nur der erzielt sich den Zauber, zum Reif zu zwingen das Gold") in ein Drama des Sozialismus und Kapitalismus um. Ein anderer erkennt in ihm den künstlerischen Ausdruck dessen, was Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" philosophisch mitzuteilen sucht. Jeder, dem Probleme der Geistesgeschichte etwas bedeuten, hat Grund, sich jener ersten Festspielwoche zu erinnern. Weshalb sollten wir Deutschschweizer vor bewundernden Franzosen, Italienern, Spaniern, Engländern zurückstehen? Vergessen auch wir nicht, was Nietzsche in seinen schönsten, gesündesten Tagen als größte Tat Richard Wagners bezeichnete: den „Gedanken von Bayreuth".

Keinen Hauch dieses Gedankens haben jene verspürt, die da glauben, es handle sich nur um ein musikalisches oder literarisches Ereignis. Wohl wollte Wagner vor allem das künstlerische Empfinden reinigen und selbst ein gewaltiges Beispiel erhabener Gesamtkunst geben, in der sich männliche Dichtung und das Weib Musik innig verbänden, und die an seltenen Feiertagen das Volk beglücke und erhebe wie Drama und Chor bei Aeschylos und Sophokles die alten Hellenen. Aus Liebe, nicht aus Haß, empörte sich Wagner gegen

jede Verrottung und Unwahrheit. Er machte die Faust nicht im Sacke, sondern wies mit ausgestrecktem Finger auf jeden Krebsschaden hin. Nicht nur das Theater, nein, auch das Publikum, die Gesellschaft, das Volk soll mit- und emporgerissen werden aus unechter Zivilisation zu wahrer Kultur. So wird der junge, feurige Wagner Revolutionär, im Wahn, eine Umwälzung werde auch die Schlacken der Lüge wegspülen. Keine Enttäuschung vermag ihn ganz niederzuschmettern; nur theoretisch verneinte er den Willen zum Leben; praktisch bejaht er Wahnheim durch gewaltige Werke. Dem Gereiften aber tritt an Stelle äußerlicher, bloß Macht und Besitz der Schichten vertauschender Revolution der innerliche Vorgang einer Regeneration. So gelangte Schiller zu seiner Forderung ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts; Wagner will noch tiefer und umfassender regenerieren. Daher vertieft sich der sogenannte Musiker in religiöse und politische Fragen, studiert Rassenprobleme, kämpft für pflanzliche Ernährung und gegen die Tierfolter, schaut nach gesunden Kolonieländern aus — all' dies mit der Leidenschaft, die ihn zum Streiter gegen die Mißgeburt einer internationalen Effekt-Oper werden ließ. Seinem Luthergeist viel mehr als seiner Kunst galt der zähe Haß langer Jahrzehnte. Längst jubelte das Volk seinen Tondramen zu — auch da, wo es die stillos aufgeführten nicht oder falsch verstand — als Fachmusiker und Berufsliteraten noch ratlos waren, wo sie diesen Geist einzuregistrieren hätten. Den Haß galt weniger dem Künstler als dem Reiniger der Augiasställe, dem Verfasser des „Judentums in der Musik", dem Verächter der Tagespresse, dem Unterschätzer einer gewissen Art von Wissenschaftern, die er auf dem Baum der Erkenntnis herumkletternde Affen nennt; der Haß richtet sich gegen den Autor des Buches „Deutsche Kunst und deutsche Politik", gegen den Enthüller der Zivilisationslügen, den Streiter für deutsche Kultur. Der gewaltige Erfolg der künstlerischen Taten Wagners, der gleichlief mit der raschen Machtentfaltung seines Volkes, ließ die Gegner verstummen. Aber sie werden immer wieder sich aufbäumen, solange Unterirdisches und Nächtiges Wahres und Lichtes haßt. Seitdem das Deutsche Reich matt am Boden liegt, kühlt so mancher sein Mütchen am toten Löwen, tritt den eisernen Kanzler wie den energischen Künstler. Staat und Heer sind niedergeworfen, Kunst und Kultur sollen folgen. Auch auf diesem Gebiet halten die Feinde die Zeit reif für neue Siege. Aber dieser Weltkampf wird nicht von den Nationen geführt — ihn kämpfen die Treuen, Tiefen und Wahren aller Länder gegen die Treulosen, Oberflächlichen, die Heuchler und Schmeichler, gegen die Mischlinge und Modischen. Wie immer helfen Deutsche auf beiden Seiten. O! man geht klug vor. Da offene Angriffe gegen Richard Wagner doch kaum mehr möglich sind, sucht man wenigstens die Auswirkungen seines Bayreuth-Gedankens zu untergraben. Unvollkommenes wird hervorgezerrt und aufgebauscht; das Wesentliche, Unterscheidende der Bayreuther Kunst wird übersehen und zutode geschwiegen, die Werke werden so gekürzt und so neu inszeniert, daß das Publikum an Wagner irre werden muß; Unfähige lächeln über die Fähigkeiten Siegfried Wagners; journalistische Klatschvettern spötteln über Frau Wagner und hoffen auf den Einsturz des Festspielhauses; Beckmesser verwaltet die Literatur. Sportplätze, Kinos, Spielsäle zu besuchen gilt als Beweis, daß man mit seiner Zeit geht und die Anforderungen der Zivilisation zu würdigen weiß. Hiefür findet man Muße; für ernste Vertiefung in eine Dichtung bleibt keine Zeit, und literarische Analphabeten meinen, ein tiefsinniges Werk habe ihnen nach einmaligem, unvorbereitetem und zerstreutem Anhören seine letzten Schönheiten längst erschlossen. Die Kunst soll natürlich und die Natur künstlich sein; ein Sonnenuntergang im Freien wird nicht beachtet, man will lieber Lampions in einem Café. Behörden besuchen feierlich einen Fußballmatch, würden aber in einer Neunten Symphonie nie vermißt. Der nach-kantische Mensch verlernt, zu den Gestirnen aufzublicken; er verehrt höchstens noch die Sterne eines Variété.

Wer den Untergang des Abendlandes aufhalten will, der stemme sich all' diesem Liederlichen, Oberflächlichen, Lügnerischen entgegen! Der gebe, wie Wagner es mit Carlyles Worten verlangt, sein Herzblut hin, die Zeiten solcher

Anarchie abkürzen zu helfen. Der lasse sich durch alle Eiferer der sogenannten neuen Zeit seine Treue nicht rauben weder für sein heimatliches Rütli noch für Bayreuth. Richard Wagner selbst stellte sie sprachlich nebeneinander als Sinnbilder von Unkraut gereuteter Stellen: das schweizerische Rütli und das deutsche Bay-Reuth.

Seit fünfzig Jahren ist tatsächlich verwirklicht, was Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, Beethoven, Mozart und Weber ersehnten: ein deutsches Drama mit Musik auf gereinigter Bühne. Selbst seine Feinde konnten sich Bayreuths Einfluß nicht entziehen. Und auch das Publikum erträgt heute im ernsten Theater keine Stillosigkeiten mehr, wie sie vor Wagner in der Oper alltäglich waren. Die Zahl jener wächst, die im Sinn des großen Meisters auf der Bühne nicht mehr Zerstreuung, sondern Sammlung suchen. Jene Augustwoche 1876 wird in der Geistes- und Kulturgeschichte weiterleben.

Karl Alfons Meyer.

Geistige Erhellung.

Im Juniheft protestierte ich gegen die Art einer Gegenüberstellung Giraudoux' und Romain Rollands („Neue Zürcher Zeitung"), die mir unrecht erschien. Seitdem hat E. K. in der „Neuen Zürcher Zeitung" nochmals „Siegfried et le Limousin" erwähnt, sich Giraudoux wegen seiner Kenntnis Deutschlands als zu „geistiger Erhellung" verpflichtet erklärend. Wie es aber mit dieser Kenntnis sich verhält, oder wie Giraudoux sie verwertet, soll gezeigt werden.

Das erste Herausstreichen des Autors in der „N. Z. Z." geschah offenbar im Pariser Dunstkreis, dessen Wirkung ja wir alle auch schon unterlagen. Und wenn ein Franzmann bezaubern will, wer widersteht? Die ewig junge Zauberin Lutetia! Die noch ältere Circe erzielte bei Odysseus' Gefährten ja noch stärkere Wandlungen. — Paris! — Da wurden noch ganz andere Herren eingeseift. Wilson kam als Triumphator; als er ging, verprügelten sich beim Einschiffen die französischen und amerikanischen Seeleute gegenseitig. Das Geschäft: Versailler Friedensvertrag, war aber perfekt.

Zum Buch. — Das künstlerische Gewissen des Lobers hat ihm die Reservatio: „vielleicht noch besser" diktiert. Die vorliegende „Aufhellung", (der Franzose ist bescheiden, E. K. hat „Durchstrahlung") besteht im Lächerlichmachen der Einrichtungen, Denkweise wie des Handelns der Deutschen. („Der einzige „Sage", den Deutschland je hervorgebracht, ist Goethe.") Die Fabel des Buches: — Forestier, Limousin, wird im Krieg durch Kopfschuß des Gedächtnisses beraubt, lebt, genesen, — man weiß nicht, wohin er gehört, — als Siegfried von Kleist im Reich fort, wo man auf ihn, als künftigen Staatsmann, rechnet. Unter diesen „verwirrten Köpfen" ist er — vermöge Herkunft — ja der einzige Kluge. Seine Beiträge in der „Frankfurter Zeitung" führen auf seine Spur. Den Stil hat er nämlich nicht vergessen. Es ist nun Aufgabe des andern Limousins (Giraudoux'), ihn zurückzubringen; schon damit das Deutsche Reich eines allfälligen Retters verlustig gehe. Die Lösung der Aufgabe wird durch den Grafen Zelten erleichtert. Den uns Giraudoux gleich zu Beginn des Romans vorstellt, wie er seine Armwunde zeigt, die — vernarbt — mit Tätowierungsspruch umgeben wurde: „der in dieser Haut steckt, kann Frankreich nie hassen!" (Hier verzichtet Giraudoux, der Gegenüberstellungen sonst bevorzugt, auf ein paralleles Experiment eines Franzosen zu verweisen.) Der Erzähler gibt dem Freund Kleist-Forestier französische Stunden, in denen er dessen Gedächtnis zu wecken versteht; sie fahren am Schluß zusammen ab. Vorher dürfen wir nochmals die unermeßlichen Orts- und Menschenkenntnisse des Autors bewundern: Zelten wird nämlich Diktator Bayerns, allerdings nur auf vier Tage, er setzt dabei spaßhaft den Kleist, in der Residenz, privatim zur Erholung auf den Thron. Welcher Witz. Ein Franzose auf dem bayerischen

Königsthron! (Fast unnötig, zu erwähnen, daß Anfragen in München ergaben, der Name Graf Zelten sei dort gänzlich unbekannt und niemand wisse von einer Rolle, die dieser Graf zur Rätezeit gespielt haben soll.)

Dieser Tätowierte ist, für den Erzähler, offenbar der einzige anständige Mensch des Buches. Außer natürlich die zwei Limousins. Sonst werden bloß Narren oder Spitzbuben gezeigt. Die deutsche Schätzchenlegion des Erzählers gar bleibt besser unerwähnt, „es möchte nichts Schönes dabei herauskommen". Wenn Giraudoux solche Durchstrahlungen (immer mit E. K. zu reden) für geeignet hält, die Verbrüderung der Völker zu fördern, so geht uns das weiter nichts an. So wenig, als die Frage, warum sein Buch den Grand Prix Balzac gewann. Weder Aufbau noch Sprache fesseln. Aber freilich — das Motiv und die Scheinwerferarbeit! Es ist nicht zu vergessen, daß es französische gelehrte Körperschaften waren, die sich weigerten, — lang nach dem Krieg, — fremde wissenschaftliche Kongresse zu besuchen, wenn ihnen zugemutet wurde, neben Deutschen zu tagen. Der ganz offenbare Hohn des Romans empfahl ihn vielleicht vor allem. Wenn uns das weiter nichts angeht, so dürfen wir aber nicht zugeben, daß es einem deutschsprachig erscheinenden Blatt gut anstehe, wenn es verächtlichem Spott auf den deutschen Laut Raum gewährt. Zuläßt, daß dieser Spötter einem weitherzigen und gerechten Urteiler übergeordnet werde. Die Sprache verpflichtet. Auch zu bedenken, wie Boden und Brodem Lutetias schon allerlei Irrlichtern zu tanzen erlaubt hat, während „das große stille Leuchten" Weimars keinen trügerischen Schein neben sich duldet und es so ein sicherer Leitstern bleibt. Diesen Leitstern haben auch schon Franzosen erkannt. Rolland und neuerdings Dujardin. Freilich Ausnahmen. Um derentwillen man immerhin verzichten dürfte, mit gleichem Maß zu messen. Den Freunden der Parallelen etwa die gegenüberzustellen (Limousin sagt): „die Deutschen erfanden den Krieg," oder: „aucun peuple n'attache plus ses désirs à ce qu'il n'a pas que le peuple allemand, signe de guerre".

Alfred Niedermann, Stäfa.

Bücher-Rundschau

Die Verfassung der Vereinigten Staaten.

James M. Beck: Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, herausgegeben von Dr. Alfred Friedmann. Berlin und Leipzig 1926 (Walter de Gruyter & Co.).

Durch dieses nun in deutscher Übersetzung vorliegende Buch erhalten unsere staatswissenschaftlichen Kenntnisse eine wertvolle Bereicherung; denn wir gewinnen dadurch Einblick in noch wenig bekannte historische Geschehnisse, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts größte weltpolitische Bedeutung erlangt haben. Zwar werden wir etwas an amerikanische Riesenreklamen erinnert, wenn wir uns am Eingang dieses Buches vorerst durch mehr oder weniger überflüssige Anpreisungen des deutschen Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons, des englischen Earl of Balfour und des Kings Counsel Sir John Simon, des Pariser Professors Larnaude und des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Coolidge, hindurchlesen müssen und dann den Verfasser selbst sowohl aus einem Lebenslauf als in effigie kennen lernen. Sobald wir aber den Text von Dr. Beck, einem in hoher Stellung stehenden nordamerikanischen Juristen, in dessen Adern übrigens deutsch-schweizerisches Blut fließt, zu lesen beginnen, werden wir durch den Inhalt gefesselt.

Die Untersuchung ist vorerst eine historische. Der Verfasser legt dar, wie der Text der seit 1787 heute noch mit wenig Änderungen in Kraft stehenden